



„entkoppelt“

Ausstellung

Texte zu den 20 Protagonisten

Autorin: Annabel Trautwein

„Ich bin reifer geworden –
um einen verdammt hohen Preis.“

Blondi, 24 Jahre:

Meine bisher beste Zeit war im Allgäu. Da hab ich mir eine Ausbildung gesucht, als Koch in einem schicken Vier-Sterne Hotel. Ich war 18 und wollte ein neues Leben anfangen. Es ging auch gut los: Ich hatte ein Zimmer in der Villa des Hotels, vor dem Balkon ragten die Alpen hunderte Meter in die Höhe. Total geil.

In dem Ort war ich eine kleine Berühmtheit. Jeder kannte mich. Aber im Hotel gab es nach einigen Monaten Stress. Nach einer langen Schicht hab ich etwas zu doll gefeiert, da ist in der Küche was schief gelaufen. Rausgeflogen bin ich aber wegen eines Missverständnisses. Eine Kollegin hat einen Witz in den falschen Hals gekriegt. Wenige Stunden später saß ich im Zug zurück nach Hamburg.

Ich habe meine Mutter angerufen um zu sagen, dass ich zurück komme. Aber als ich um 22 Uhr mit meinem Gepäck vor der Tür stand, hat sie mich nicht reingelassen. Das war krass: in der Villa aufgewacht und am selben Abend obdachlos. Am Ende habe ich mir beim Mitternachtsbus, der die Platten in der Innenstadt abfährt, Schlafsack und Isomatte besorgt und mich in einen Hauseingang gelegt.

Damals war ich sehr in mich gekehrt. Weil ich mir eingeredet habe, dass es eine Schwäche ist, Gefühle zu zeigen. Ich hab versucht zu schnorren, aber gefühlt habe ich mich dabei wie elendes Pack. Ich war ja vorher jemand, ich hatte mir was aufgebaut im Allgäu. Nun war ich obdachlos, bei Wind und Wetter, und keiner von meinen vier Geschwistern hat sich gemeldet. Ich habe erst später erfahren, warum.

Zum Glück wurde ich von Leuten auf deren Platte aufgenommen. Die haben mir unter die Arme gegriffen. Ich habe damals auch viel mit Punks abgehängt. Bei Off Road Kids habe ich mir Hilfe bei den Behördensachen geholt. Sowas hat mir ja nie jemand beigebracht. Am Ende hatte ich einen Platz in einer Wohngemeinschaft – und einen neuen Job.

Ich hab im Sicherheitsdienst angefangen. Da funktioniere ich gut. Wenn man mir einen Auftrag gibt, dann wird der erledigt. Ich hatte auch Gefallen an dem Job. Es war aber auch anstrengend, ich hatte bis zu 300 Stunden im Monat. Lange konnte ich das wegstecken. Dann habe ich während einer Schicht erfahren, was in der Familie für Scheiße über mich erzählt wurde. Das hat mich so verletzt, da hat der Burnout seinen Anfang genommen und am Ende richtig zugeschlagen.

Zurzeit verkaufe ich Hinz&Kunzt, das Hamburger Straßenmagazin. Nicht das, was ich mir wünsche, aber es ist besser als nur rumzuhängen. Heute finde ich den Mut, mich meiner Vergangenheit zu stellen. Ich bin reifer geworden – um einen verdammt hohen Preis. Wenn ich schuldenfrei wäre und wieder eine Bindung hätte zu meiner Familie, dann wäre ich glücklich.

„In der Szene habe ich mich richtig an meinem Platz gefühlt. Hier gehöre ich hin.“

Damon, 21 Jahre:

Mein erstes Tattoo war der Schriftzug über der linken Augenbraue: ‚Humanity‘, also ‚Menschlichkeit‘. Den habe ich mir mit 16 stechen lassen. Ins Gesicht, damit jeder das direkt sieht. Den Tätowierer musste ich erst überreden. Das Tattoo zeigt: Menschlichkeit ist ein Statement in einer Welt, die immer unmenschlicher wird. Auf der Straße ist mir das zum ersten Mal bewusst geworden.

Als Kind habe ich viel Gewalt erfahren. Zu viel. Im Winter 2013 habe ich meine Tasche gepackt und bin abgehauen. Die ersten Nächte habe ich in Düsseldorf am Rhein übernachtet. Ich hab ne Kuhle in den Sand gegraben und mich mit dem Schlafsack reingelegt. War kalt. Dass es Notschlafstellen gibt, war mir gar nicht bekannt. Über einen Tipp bin ich schließlich zum Raum 58 in Essen gekommen. War ein komisches Gefühl, andere Jugendliche zu sehen, die in derselben Situation sind. Aber in der nächsten Nacht bin ich wieder hin.

Mit Hilfe der Betreuer im Raum habe ich einen Heimplatz gefunden. Ab da ging es immer hin und her zwischen Heimen und der Notschlafstelle. Aus dem ersten Heim bin ich rausgeflogen, weil ich zu oft dicht nach Hause gekommen bin. Das zweite war ein Heim von der Suchthilfe. Da gab es eine harte Struktur und harte Regeln. Ich bin mit einem Betreuer aneinander geraten, beurlaubt worden und nicht mehr zurückgegangen. Das dritte war ein Männerwohnheim, aber auch da bin ich nicht lang geblieben.

In der Zeit war ich körperlich schon ziemlich am Ende. Ich bin mit Schmerzen aufgewacht, habe nur noch versucht, klar zu kommen. Früher hätte ich nie gedacht, dass ich abhängig werden könnte. Aber irgendwann war jeder Tag gleich, ein ständiger Kreislauf aus Schmerzen, Stress und Rausch. Zum Glück bin ich in eine Entzugsklinik gekommen. Zuerst dachte ich: Das schaffe ich eh nicht. Aber mit der Zeit habe ich gemerkt, wie gut es tut, nicht mehr so fertig zu sein. Es lohnt sich einfach nicht, für eine Droge so abzukacken. Jedes Ja oder Nein kann deinen Tagesablauf komplett verändern. Als ich das verstanden hab, hat sich auch mein Leben verändert.

Die beste Entdeckung war meine Szene, Beatdown. Vom Musikstil her klingt das ziemlich brutal, viel Geschrei, man versteht kaum Text. Auf-die-Fresse-Musik. Das kommt aus dem Hardcore und richtet sich gegen Nazis, Mobber - alle, die andere sinnlos fertig machen. In der Szene habe ich mich richtig an meinem Platz gefühlt. Ich sehe die Leute mit ihren Tattoos und Piercings und weiß: Hier gehöre ich hin.

Ich bin immer noch auf der Straße, aber heute weiß ich, was ich will. Ich will einen normalen Alltag haben. Anderen helfen, aus der Scheiße raus zu kommen. Am liebsten würde ich Streetworker werden. Jetzt mache ich erstmal ein Praktikum. Da kann ich nebenher schon gucken, wie ich meinen Schulabschluss nachhole.

„Wenn dieses Schubladendenken mal aufhören würde – das würde die Welt schon zu einem besseren Ort machen.“

Danny, 21 Jahre:

Als ich 14 war, wurde ich mal international gesucht. Ich war aus dem Kinderheim in Bayern nach Italien abgehauen, zwei älteren Freunden hinterher. Weil ich mich als Mädchen ausgegeben habe, hat mich keiner gefunden. Am Ende habe ich mich der Polizei gestellt. Ich war einfach fertig. Drei Wochen hatten wir auf der Straße gelebt und gebettelt.

Meine Mutter musste dann kommen und mich abholen. Ich hab mich richtig gefreut, sie zu sehen. Zu Hause sind wir nicht so gut klargekommen. Ich hatte schon früh mit Depressionen zu kämpfen. Eine Zeit lang dachte ich, meine Mom liebt mich gar nicht.

Zwei Jahre hab ich bei Pflegeeltern in Polen gelebt, daher kann ich auch Polnisch. Die erste Familie war schlimm. Mein Pflegevater ist handgreiflich geworden. Ich hab das beim Jugendamt angesprochen, zum Glück haben die mir geglaubt. Der Mann darf jetzt keine Pflegekinder mehr aufnehmen. Bei der zweiten Familie war es besser.

Mein Traum war immer, Erzieher zu werden. Nach der Rückkehr aus Polen bin ich nach Nordrhein-Westfalen gezogen, zum Ex meiner Mom. Ich hab da ein berufsvorbereitendes Jahr gemacht und eine Ausbildung als Kinderpfleger angefangen. Den Ausbildungsplatz hab ich dann leider verloren. Wegen einer Hautkrankheit bin ich nicht ins Praktikum. Ich wollte im Kindergarten keinen anstecken. Die dachten aber, ich schwänze. Ich hab versucht, das zu erklären, aber es hat nichts gebracht. Mir wurde gekündigt, danach ging es bergab mit mir.

Meine Mutter ist sogar noch gekommen, um mir zu helfen. Aber dann haben wir uns über irgendwelche Ämtersachen total zerstritten. Das Resultat war, dass ich meine Sachen gepackt habe und gegangen bin mit den Worten: „Okay, dann hab ich jetzt keine Mutter mehr.“ Und dann war ich obdachlos.

Ich hab in den Jahren auf der Straße viel Scheiße erleben müssen. Man wird beklaut oder muss sich mit Leuten abgeben, auf die man gar keine Lust hat. Einmal haben Wachleute all meine Sachen weggeschmissen. Mir ging es irgendwann so scheiße, dass ich mich einweisen lassen wollte. Dann hab ich den Tipp bekommen, in die Notschlafstelle in Essen zu gehen. Die Leute da haben mir viel Kraft gegeben, die sind wie eine zweite Familie geworden.

Inzwischen habe ich mir ein Zimmer im Wohnheim organisiert. Der nächste Schritt ist eine eigene Wohnung, ich weiß nur noch nicht wo. Neulich habe ich, zum ersten Mal nach zweieinhalb Jahren, meine Mom in Bayern besucht. Da hab ich mich verliebt. Jetzt überlege ich, wieder runter zu ziehen. Mein Freund tut mir einfach gut. Und ich ihm auch: Durch mich hat er die Kraft gefunden, sich vor seiner Mutter zu outen. Das ist nicht leicht. Ich wurde auch oft abgestempelt, weil ich schwul bin. Wenn dieses Schubladendenken mal aufhören würde – das würde die Welt schon zu einem besseren Ort machen.

4/20

„Als Mutter bin ich in der Pflicht, das zu tun, was für mein Kind das Beste ist. Auch wenn es mir weh tut.“

Ela, 21 Jahre:

Ich habe in Heimen viel durchmachen müssen. Ich habe Missbrauch erlebt, ich bin geschlagen worden. Ein Heim war besonders schlimm. Da war ich insgesamt über ein Jahr.

Dieses Heim war deklariert als offene Mädcheneinrichtung, das war er aber nicht. Es durfte nichts nach außen dringen. Telefonate wurden mitgehört, Briefe wurden gelesen. Hast du geschrieben, dass es dir nicht gut geht, wurde der Brief vor deinen Augen zerrissen. Am ersten Tag wurde man komplett gefilzt, das heißt: Alle Klamotten aus. Wir hatten Strafsport ohne Ende. Und wenn eine zickig war, musste die ganze Gruppe stundenlang darüber diskutieren. Das längste, was ich erlebt habe, waren 36 Stunden. Ohne Schlaf.

Als alles rauskam, haben auch die Medien berichtet. 2015 wurde die Einrichtung dicht gemacht. Viele Mädchen haben damals ausgesagt vor dem Parlamentarischen Untersuchungsausschuss in Kiel. Ich auch. Ich hatte es allerdings schon 2013 geschafft, da abzuhauen.

Dass ich im Januar 2014 auf der Straße gelandet bin, war eher Zufall. Ich hab mich aus dem Heim in Baden-Württemberg verpisst und bin erst in Freiburg, später in Hamburg hängen geblieben. Ich war oft an dem Punkt, wo mir die Kraft ausging. In solchen Momenten gehe ich jetzt immer zur Krisenintervention. Die habe ich mit Hilfe von Off Road Kids gefunden.

Mit 19 habe ich dann gemerkt, dass ich schwanger bin. Von da an war klar: Keine Drogen, kein Alkohol mehr. War nicht immer einfach, aber ich hab durchgehalten. Als ich meine Tochter auf dem Arm hatte, habe ich vor Glück nur noch geweint. Aber der Alltag war schwer. Meine Tochter hat viel geschrien, ich hatte das Gefühl, ich kann nichts richtig machen. Und dann der Druck, es irgendwie schaffen zu müssen. Einmal war ich so außer mir, dass ich ein Kissen geworfen habe - und meine Tochter lag daneben. Da bin ich zum Jugendamt gegangen, um mein Kind in Pflege zu geben.

Es hat sich angefühlt, als würde ich mir das Herz herausreißen. Aber was bringt es meiner Tochter, wenn ich diesen ganzen Druck an sie weitergebe? Das macht es doch nur schlimmer. Als Mutter bin ich einfach in der Pflicht, das zu tun, was für mein Kind das Beste ist. Auch wenn es mir weh tut. Ich hoffe nun darauf, dass meine Tochter bei ihrer Oma leben darf. Dann wäre sie in der Familie und ich könnte sie öfter sehen. Ich will nicht, dass man ihr eines Tages erzählt: Deine Mutter wollte dich nicht. Denn das stimmt nicht.

Eine Betreuerin sagte mir mal, ich würde auf der Straße landen, Drogen nehmen und elendig dran verrecken. Nun - ich habe seit anderthalb Jahren eine Wohnung, ich habe meinen Konsum in den Griff bekommen, ich lebe. Sogar einen Job habe ich in Aussicht. Der wird zwar nicht reichen für die Miete, aber dafür finde ich noch eine Lösung.

5/20

„Der Kiez war meine Falle. Wäre ich da nicht gelandet, wäre ich bis nach Norwegen gekommen.“

Fettii, 24 Jahre:

Ich bin mit 13 von zu Hause weg. Meine Eltern hatten Gras unter meinem Bett gefunden, da hat meine Mutter im Streitaffekt gesagt: „Pack deine Sachen und geh!“ Also bin ich gegangen und nicht mehr wieder gekommen. Ich dachte, sie will mich ins Heim stecken. Da war ich schon mal gewesen. Ein zweites Mal war einfach nicht drin. Heute weiß ich, dass sie mich nicht wirklich rauswerfen wollte. Sie hat auch gleich versucht, mich anzurufen. Ich hab das Handy in den nächsten Bach geschmissen.

Wirklich obdachlos war ich nie. Ich hatte immer einen sicheren Schlafplatz. Von Punkern aus meiner Stadt wusste ich, dass Leipzig ne stabile linke Szene hat, mit Häusern, wo du wohnen kannst, ohne dass dich jemand belangt. In so ein Haus bin ich gezogen. Anfangs war es lustig. Ich musste nicht zur Schule und hatte alle Freiheiten. Aber die Gruppe passte mir dann doch nicht. In einer Gemeinschaft, wie ich sie mir vorstelle, wird keiner eingeschränkt. Alle arbeiten für die Gemeinschaft, wie sie wollen und können.

Ich wurde dann von 70er-Jahre-Hippies aufgenommen. Die waren okay, aber immer nur Love, Peace and Harmony, das war mit meinem Aggressionspotenzial nicht vereinbar. Später kam ich zu Leuten, die dachten so wie ich. Wir haben geschnorrt oder Essen aus Müllcontainern geholt, das noch gut war. Das mache ich heute noch, wenn das Geld nicht reicht.

Weil ich noch mehr sehen wollte, bin ich zwei Jahre durch Deutschland und Österreich getingelt. Mein Traum war, nach Norwegen zu gehen und mich in der Natur komplett abzukapseln. Ich wollte mich selbst und meine Freiheit finden. Also habe ich beim Schnorren immer den Großteil weggelegt. Das hat Kraft gekostet, aber nach einem Jahr hatte ich genug zusammen. Dann bin ich mit 19 nach Hamburg, direkt auf den Kiez – und da hab ich das ganze Geld gelassen. Der Kiez war meine Falle. Wäre ich da nicht gelandet, wäre ich bis nach Norwegen gekommen.

Am Hauptbahnhof standen dann irgendwann zwei Sozialarbeiter von Off Road Kids vor mir, die meinten: „Wenn du Probleme hast, komm doch mal vorbei.“ Das kannst du schlecht ablehnen. Einer von denen hat meine Mutter kontaktiert. Damals hätte ich ihn schlagen können. Heute bin ich auch ein bisschen dankbar. Ich hätte den Kontakt selbst nie gesucht. Ich wollte meinen Eltern halt beweisen, dass ich es ohne sie schaffe. Und das habe ich, das sagt mir meine Mutter heute noch.

Inzwischen wohne ich in einer WG. Ich bin froh, dass ich nicht mehr kämpfen muss, um es draußen zu schaffen. Andererseits denke ich mir manchmal: Jetzt den Rucksack packen und los... Aber das ist zurzeit nicht drin. Ich arbeite bei MOMO, einer Organisation für junge Menschen auf der Straße. Wir kämpfen für mehr Aufmerksamkeit und bessere Hilfe. Zu mir sind sie zu spät gekommen. Sowas muss sich ändern.

Ich will den Leuten auf der Straße zeigen:
Es gibt jemanden, der euch sieht.

Funny, 21 Jahre:

Vor einem Jahr habe ich noch überall und nirgendwo gelebt. Wenn ich nicht wusste, wo ich schlafen sollte, habe ich Drogen genommen. Die halten wach. Ich hab auch mal auf Parkbänken gepennt. Als Frau musst du da immer mit Übergriffen rechnen. Aber ich kannte so was schon. Ich wusste: Wenn einer kommt, muss ich mitspielen. Dann passiert mir nichts.

Schon als Kind habe ich mich immer irgendwie fremd gefühlt. Ich hatte ständig Angst, ohne zu wissen wovon. Mit elf habe ich probiert, ob es mit Alkohol besser geht. Darauf bin ich dann kleben geblieben. Später kamen die Selbstverletzungen dazu. Die Narben vom Ritzen und Schneiden waren irgendwann nicht mehr zu übersehen. Also: Ab zum Psychologen. Für meine Eltern war das nicht leicht. Aber ich wusste ja selbst nicht, was mit mir los ist. Während der ersten Therapie hab ich mich selbst in eine Klinik einweisen lassen.

Ich hatte oft den Drang, abzuhaufen und woanders neu anzufangen. Nach dem ersten Klinikaufenthalt bin ich immer wieder umgezogen innerhalb der Familie. Ich war damals auch viel unterwegs und habe bei Freunden gepennt. Dass das keine echten Freunde waren, ist mir erst nach und nach klar geworden. Auch dass ich in der Schule gemobbt wurde, habe ich viel zu spät verstanden.

Nur zum Cheerleading konnte ich immer hingehen. Elf Jahre lang war ich dabei, ich bin sogar Trainerin geworden. Aber auch im Team war ich irgendwann Außenseiter. Ich konnte meine Narben nicht mehr verstecken. Und dann schlug auch meine Essstörung voll durch. Ich habe gefressen und gekotzt oder mich runtergehungert. Da haben sich dann viele abgewendet.

Ein paar Mal war ich an dem Punkt, an dem ich nicht mehr weiterleben wollte. Beim letzten Versuch habe ich Rasierklingen geschluckt. Zum Glück hat man mich dazu gebracht, das zuzugeben. Heute bin ich den Ärzten dankbar, dass ich noch hier bin und noch so viel gutes Erleben durfte.

Zum Beispiel dass ich meinen Freund kennengelernt habe. Seit drei Jahren sind wir zusammen. Wir haben viel Scheiße erlebt, aber inzwischen sind wir dabei, es auf die Reihe zu kriegen. Karuna e.V. hat uns da total geholfen. Die Leute vom Verein haben mir sogar einen Job angeboten. Mit Hilfe von Karuna habe ich auch meine Wohnung gefunden. Und: Ich bin jetzt schon seit einem halben Jahr trocken.

Große Lebensträume habe ich nicht mehr. Was ich mir früher alles erträumt habe, ist eh nach hinten losgegangen. Ich möchte einfach gesund werden, Frieden mit mir selbst finden. Toll wäre, wenn ich beruflich was Kreatives machen könnte, im sozialen Bereich. Gern mit Leuten von der Straße. Ich will denen zeigen: Es gibt jemanden, der euch sieht.

„Man kann ein Kind noch so gut erziehen,
später geht es doch seinen eigenen Weg.“

Isabel, 20 Jahre:

Ich bin sehr behütet aufgewachsen. Meine Eltern haben sich beide super um mich und meine Brüder gekümmert, es hat uns an nichts gefehlt. Und trotzdem hatte ich diese Lebensphase, in der auf einmal alles ausgeartet ist.

Nach der Realschule wollte ich was Neues erleben. Ich habe in Hamburg ein Freiwilliges Soziales Jahr angefangen, um mit Menschen mit Behinderung zu arbeiten. Hamburg kannte ich schon, mein damaliger Freund wohnte da. Meine Eltern haben mich von Anfang an unterstützt.

Das Acht-Quadratmeter-Zimmer von meinem damaligen Freund war allerdings ziemlich eng zu zweit. Ich bin dann viel umhergereist und war auch viel feiern – was man so macht mit 16 ohne Mama und Papa. Im Endeffekt war es dann doch ein bisschen viel. Ich habe den Job verloren, psychisch ging es mir nicht gut. Ich hätte zurückgehen können zu meinen Eltern, die Möglichkeit hatte ich immer. Aber ich wollte allen beweisen: Ich schaff es alleine.

Dann hat sich mein damaliger Freund von mir getrennt und ich stand ohne was da. Für ein paar Tage habe ich bei einem Bekannten übernachtet. Aber ich hab mich fehl am Platz gefühlt und wollte nicht zur Last fallen. Also habe ich wieder meine Sachen gepackt. Ich hatte noch ein bisschen Geld, damit wollte ich zu Freunden nach Wilhelmshaven. Der Zug fuhr morgens um sechs, es war gerade mal 20 Uhr. Also habe ich mich, als alle Geschäfte zu waren, in eine Seitenstraße gesetzt.

Ein Mann hat mich dann angesprochen. Ob ich da alleine schlafen wollte, wie gefährlich das ist. Mit dem bin ich mitgegangen zu seiner Gruppe. Es hätte sonst was passieren können, aber in dem Moment habe ich ihm blind vertraut. Ich habe mich dann mit den Leuten unterhalten und am nächsten Tag den Zug genommen.

Nach einer Weile habe ich gemerkt: Ich kann nicht ewig bei Freunden unterkommen. Über den Verein Karuna habe ich dann einen Therapieplatz bekommen. Mein Traum war, mein Leben wieder auf die Reihe zu kriegen. Das habe ich geschafft. Auch meine Beziehung habe ich zurückgewonnen. Es lief alles wieder.

Und dann kam die große Nachricht, dass ich Mama werden würde. Das war erstmal ein Schock. Ich war ja erst 17. Aber letztendlich hat es mir den Arsch gerettet. Wenn meine Tochter nicht gewesen wäre – mir wäre die Zukunft wahrscheinlich egal gewesen. Sie hat mir die Motivation gegeben, was aus mir zu machen.

Wir leben jetzt zu zweit in einer schönen Wohnung in der Nähe des Bahnhofs. Aber die Umgebung ist nicht ideal für ein Kind. Es gibt da viele nette Leute, aber auch viel Kriminalität. Davor will ich meine Tochter schützen. Wenn sie älter ist, wird sie sich nicht von Mama sagen lassen: Das ist kein guter Umgang. Ich weiß ja, wie das ist. Man kann ein Kind noch so gut erziehen, später geht es doch seinen eigenen Weg.

„Ich hatte das Gefühl: Egal was ich tue, ich habe keine Chance, meine Eltern zufrieden zu stellen.“

Issi, 19 Jahre:

Ich will kein Milliardär sein, aber ich will auch nicht auf der Straße leben. Das wichtigste ist, dass mein Leben im Gleichgewicht bleibt. Das ist mir klar geworden, als ich so übertrieben schlechte Zeiten hatte. Da hatte ich nichts mehr unter Kontrolle.

Meine Familie kommt aus Tadschikistan, einem kleinen Land in Zentralasien. Das Leben da ist ganz anders als hier. Schon wegen der Natur. Die Jahreszeiten sind viel extremer. Ich hatte damals eine große Familie, mit Cousins und Cousinen. Bei Oma im Haus sind manchmal 50 Leute zusammengekommen. Und alle kamen gut miteinander klar. So habe ich gelebt, bis ich zwölf war.

Nach Deutschland zu kommen war erstmal ein Schock. Alles war ungewohnt: die Kultur, das System, wie man miteinander redet... Ich habe gesehen, wie die Leute reagieren, aber was in ihnen vorgeht, damit kannte ich mich nicht aus. Wir mussten ja auch erst einmal die Sprache lernen und als Jugendlicher war es nicht leicht.

Meine Eltern haben immer viel von mir erwartet. Dass ich andere Sachen wichtig finde als sie, hat oft zu Streit geführt. Ich hatte das Gefühl: Egal was ich tue, ich habe keine Chance, sie zufrieden zu stellen. So konnte ich nicht weiterleben. Ich bin dann zum Jugendamt gegangen und habe einen Platz in einer Wohngruppe bekommen. Da habe ich es dann aber übertrieben mit der Freiheit. Ich habe nur noch gemacht, was ich wollte, und habe die Grenzen total überschritten. Deshalb bin aus der Wohngruppe rausgeflogen.

Ich konnte aber auch nicht zurück zu meinen Eltern. Ich war ja ausgezogen, um etwas Besseres aus mir zu machen. Hätte nur einer in meiner Familie gedacht: Was ist aus dir geworden – das hätte ich nicht eine Minute ertragen können. Ich habe mir dann noch eine Chance gegeben und bin freiwillig in Therapie gegangen. Und erst dann wieder nach Hause.

Ein halbes Jahr habe ich es durchgehalten. Ich bin jeden Tag zur Volkshochschule, um meinen Realschulabschluss nachzuholen. Aber obwohl ich alles unter Kontrolle hatte, stand ich wieder unter dem Druck, noch besser zu sein. Irgendwann gab es nur noch Schule und Familie, ich hatte keinen Ausgleich mehr. Das hat mein Verstand nicht ausgehalten. Jetzt übernachtete ich wieder in der Notschlafstelle.

Noch ein halbes Jahr, dann hab ich Realschulabschluss mit Quali. Damit kann ich mein Fachabitur machen. Wenn alles klappt, möchte ich studieren. Ich beschäftige mich aber auch viel mit der Natur. Auf jeden Fall will ich mich nach dem Studium auf Supervision spezialisieren. Da geht es darum, das Gleichgewicht zu halten, um Probleme zu vermeiden. Man kann das überall einsetzen. Der Gedanke hilft mir jetzt schon, im Leben klar zu kommen.

„Wenn du mit Hartz IV groß wirst,
dann trägst du diesen Stempel.“

Sarah, 20 Jahre:

In meiner Familie hatte niemand viel Geld. Das hat mich geprägt. Auch positiv: Ich komme mit sehr wenig aus. Tafel oder Kleiderspende sind für mich ja nichts neues. Das schlimme daran ist nur: Wenn du mit Hartz IV groß wirst, dann trägst du diesen Stempel. Da kommst du auch nur schwer wieder raus. Darum engagiere ich mich bei MOMO. Hätte ich da nicht Leute kennengelernt, die wirklich was verändern wollen, würde ich wohl heute bei meiner Mutter wohnen und eine Ausbildung machen, die mir kein Geld bringt.

Ich habe mich mit meiner Mutter nie so gut verstanden. Weil sie Nachtschicht gearbeitet hat und mein Vater tagsüber, wurde ich als Kind viel herumgereicht: von der Tante zur Freundin, von der Freundin zur Oma. Als Jugendliche war ich ständig auf Achse. Ich habe mal hier und mal da geschlafen, manchmal auch bei Leuten, die ich gar nicht kannte. Wenn es keinen Schlafplatz gab, hab ich Platte gemacht.

Ich hatte zum Glück wirklich nette Freunde. Eigentlich bin ich kein Mensch, der gerne nimmt. Meine Freunde haben mir ihre Hilfe eher untergejubelt, so nach dem Motto: Ich hab zufällig was zu essen mitgebracht. Oder sie haben mir ihre Wohnung angeboten, wenn sie verreist sind, und vorher den Kühlschrank vollgemacht. Ich hatte schon in der Schule viele Freunde, deren Eltern Geld hatten. In unserem Viertel lagen Reichtum und Armut nah beieinander. Wir haben in einem Block gewohnt, aber gleich nebenan stand das nächste Einfamilienhaus. Als Kind hab ich mich oft gefragt, wieso unser Leben so anders ist.

Weil ich in der Hauptschule so oft gefehlt habe, musste ich die neunte Klasse wiederholen. Aber die zehnte wollte ich unbedingt schaffen. Meine Oma hat mich dann aufgenommen. Und von da aus bin ich, sobald ich 18 war, mit Sack und Pack zum Bahnhof Jamlitz. Das war ein tolles Gefühl, endlich unabhängig zu sein.

Jamlitz ist der Treffpunkt von MOMO, das Sprachrohr für junge Menschen auf der Straße. Kennengelernt habe ich die Leute beim Bundeskongress der Straßenkinder. Das Besondere an MOMO ist: Alle helfen sich gegenseitig. Ich kann jeden anrufen, wenn ich ein Problem habe. Das habe ich auch gemacht, als ich zu Hause in Thüringen nicht mehr klar kam.

Jetzt wohne ich in der Nähe von Jamlitz und arbeite im Genossenschaftsbüro. Im Juni hab ich mein Fachabi bestanden und warte nun auf einen Studienplatz. Ich tendiere gerade zu Berufspädagogik. Damit könnte ich zum Beispiel eine Einrichtung leiten. Bei MOMO herrscht allerdings ein anderes Verständnis von Jugendhilfe. Dass das bisherige System nicht funktioniert, erleben wir ja täglich. Etwa dass Betreuer so oft wechseln - wie soll man da Vertrauen aufbauen? Oder dass die Jugendämter oft nur den Eltern glauben. Das ist unsere Kritik: Dass über Jugendliche gesprochen wird, ohne dass sie selbst gefragt werden.

10/20

„Mit zwölf habe ich das erste Mal Heroin genommen.
Da wusste selbst Oma nicht mehr weiter.“

Mia, 22 Jahre:

Als Kind wurde ich immer geärgert: Du hast keine Mama! Du hast keinen Papa! Meine Mutter war drogenabhängig, deshalb habe ich bei Oma und Opa gewohnt. Die meinten es gut mit mir. Aber ich war auch oft allein, weil beide gearbeitet haben.

Mit neun habe ich meinen Erzeuger kennengelernt. Da war ich überglücklich: Mein Papa ist da! Aber als ich bei ihm eingezogen war, war er ganz anders. Ich wurde wegen Kleinigkeiten verdrochen. In der Schule hab ich total abgebaut. Anfangs war ich noch auf dem Gymnasium.

Als meine Oma fragte, wie es läuft, bin ich weinend zusammengebrochen. Wir sind dann zum Jugendamt, letztendlich durfte ich bei ihr bleiben. Das Ganze hat mich aber sehr geprägt. Ich hab mir die falschen Freunde gesucht, bin aufmüpfig geworden. Und dann fing das mit den Drogen an. Mit zwölf habe ich das erste Mal Heroin genommen. Ab da war ich fast nur noch draußen, auch nachts. Da wusste selbst Oma nicht mehr weiter.

Ich hab dann im Heim gelebt. Das war okay, aber kein Zuhause. Am Ende bin ich nur noch selten hin. Stattdessen hab ich meistens bei meinen Leuten am Frankfurter Hauptbahnhof gepennt. Die waren alle schon älter – aber die liebsten Menschen der Welt. Klar, wir waren alle süchtig. Aber die Leute auf der Platte hatten Anstand. Die haben mich beschützt, mich versorgt und mich großgezogen. Jahrelang. Noch heute bleib ich stehen, wenn ich sie treffe. Ich bin ja kein besserer Mensch, nur weil ich jetzt eine Wohnung habe.

Seit zwei Jahren lebe ich mit meinem Mann und unserer Tochter zusammen. Kennengelernt haben wir uns auf der Straße, da war ich 18. Kurz darauf bin ich schwanger geworden. Das war total schlimm für mich. Ich war ja körperlich abhängig. Mein Mann und ich sind dann beide in die Entgiftung gegangen. Ich wollte unbedingt clean werden, aber der Entzug war hart. Mein ganzer Körper hat sich entzündet, ich hatte Schmerzen und war nächtelang wach. Das schlimmste war: Auch mein ungeborenes Baby hat gelitten. Ich habe dann nach der Entgiftung Substitution bekommen, damit ich nicht mehr konsumieren muss.

Noch vor der Geburt haben wir uns beim Jugendamt gemeldet. Wir haben auch alles gemacht, was sie uns gesagt haben. Aber als unsere Tochter da war, gab es Vorbehalte gegen uns als Eltern. Jeden Tag wurden wir kontrolliert. Ich war so wütend! Wir haben uns doch immer gekümmert.

Zum Glück standen die Jugendhilfe und die Hebamme hinter uns. Und Eva, meine Betreuerin. Wäre sie nicht gewesen, hätte man uns vielleicht unser Kind weggenommen. Inzwischen geht die Kleine zur Kita – und ich geh jeden Tag zum Arzt. Leider muss ich mir dafür immer Ausreden einfallen lassen. Würde ich den anderen Eltern sagen, dass ich substituere, wäre ich unten durch. Diese Vorurteile machen es echt schwer, ein Sozialleben außerhalb der Platte zu führen.

11/20

„Wir hatten keine Ahnung vom Modegeschäft.
Trotzdem haben wir es gemacht.“

Linchen, 20 Jahre:

Heute verstehe ich mich wieder richtig gut mit meiner Mutter. Sie hat mich sehr selbstständig erzogen und es locker genommen, wenn ich nachts nicht nach Hause kam – solange ich Bescheid gegeben habe. Das habe ich aber oft nicht gemacht. Als Jugendliche hab ich ziemlich viel Alkohol getrunken und Drogen genommen. Irgendwann bin ich nur noch zum Essen und Duschen nach Hause. Verständlich, dass meine Mutter genervt war.

Eines Tages kam ich nicht mehr in die Wohnung rein. Da bin ich total ausgerastet. Ich wurde von der Polizei abgeführt und in eine Auffangstelle für obdachlose Jugendliche gesteckt. Zehn Minuten später bin ich da abgehauen und zu meinen Leuten nach Hamburg gefahren.

Beim Hamburger Hafengeburtstag habe ich mich in den Kiez verliebt. Seitdem hatte ich da meine feste Gruppe. Als ich nicht mehr nach Hause gegangen bin, habe ich mit denen Platte gemacht. Wir haben alles geteilt: Essen, Alkohol, wir hatten sogar einen Tabakbeutel für alle. Die Leute auf dem Kiez waren immer sehr offen. Da gibt es auch welche, die sich mal dazu setzen und sich deine Geschichte anhören.

Manchmal habe ich aber auch Sachen gehört wie: Komm mal mit, kriegst auch Geld dafür. Als junges Mädchen bekommst du solche Sexangebote immer wieder. Einige Typen denken, nur weil du auf der Straße bist, machst du für Geld alles. Zum Glück konnte ich die immer loswerden. Aber wenn es mir zu viel wurde, konnte ich eben nicht mehr nach Hause gehen, so wie früher.

Ich bin erst raus aus dem Ganzen, als ich meinen Freund kennengelernt hab. Wir wollten beide weg von der Straße. Aber wenn du angeben musst, dass du obdachlos bist, ist die Wohnungssuche schnell vorbei. Sehr geholfen hat mir damals meine Betreuerin. Der bin ich echt dankbar. Auch als ich noch getrunken und Drogen genommen habe, hat sie mich wie einen normalen Menschen behandelt. Heute bin ich von Alkohol und Drogen komplett weg. Es hat sich so viel verbessert in meinem Leben: Mein Freund und ich haben endlich eine Wohnung gefunden. Und kurz darauf ging es los mit unserem eigenen Modelabel.

Es kam alles ganz plötzlich. Mein Freund hatte die Idee dazu, er hat von nichts anderem mehr gesprochen. Im ersten Moment dachte ich: Mode? Ich weiß nicht. Ich hab zwar früher schon meine Klamotten selbst genäht oder mit Edding bemalt, aber vom Modegeschäft hatten wir ja gar keine Ahnung. Trotzdem haben wir es gemacht. Wir haben eine Designerin kennengelernt, die hat uns in ihrem Coworking Space aufgenommen und uns alles gezeigt, was wir wissen mussten. Im Sommer 2017 haben wir uns angemeldet beim Gewerbeamt.

Der Name für unser Label stand von Anfang an fest: Middlefinger Streetwear. Wir haben so viele Rückschläge erlebt. Der Mittelfinger ist unsere Antwort auf dieses System, das einem immer wieder Steine in den Weg legt.

12/20

„Ich bin vielleicht ein gebrochener Mensch.
Aber ich bin immer noch offen und liebevoll.“

Locke, 20 Jahre:

Ich komme nicht gerade aus einer reichen Familie. Finde ich auch ganz gut, dass ich bestimmte Erfahrungen gemacht habe. Zwar konnte ich meine Kindheit nicht so genießen wie andere, aber ich hab früh gelernt, selbstständig zu sein. Mit fünf, sechs konnte ich schon allein Frühstück machen. Was ich an mir bewundernswert finde: Ich bin vielleicht ein gebrochener Mensch. Aber ich bin immer noch offen und liebevoll.

Mit acht Jahren bin ich weg von meiner Mutter. War angeblich besser für mich. Heute hab ich da meine Zweifel. Von klein auf war ich in Wohngruppen, mit lauter Kindern oder Jugendlichen, die ungefähr das gleiche durchmachen mussten. Auch wenn du mal coole Betreuer hast: Du weißt, dass du von denen nicht dieselbe Liebe bekommst wie früher von deiner Mutter. Irgendwann habe ich aufgehört, danach zu suchen.

Die Jüngeren in der WG haben oft auf die Älteren geguckt. Wenn der Älteste gekifft hat, dann haste mitgekifft. Weil du dachtest, der kann dir noch was zeigen. Im Laufe der Jahre war ich immer häufiger der Jüngste. Aber der mit der größten Klappe, immer vorn mit dabei. So ist eins zum anderen gekommen. In der letzten WG haben wir zu dritt ein Ding gerissen und sind gemeinsam rausgeflogen.

Ich hab schon fast überall geschlafen, in Treppenhäusern, in Kellern. Fast ein halbes Jahr hab ich auf einem Dachboden gewohnt. Ohne Wasser, aber mit Strom. Im Treppenhaus hat man vielleicht noch Äpfel gefunden, die ne Mutti im Kinderwagen vergessen hat. Es gab aber auch Tage, wo wirklich nichts zu finden war. Geschnorrt habe ich nie, höchstens Pfand abgegeben. Das ist auch eine Art Arbeit: früh morgens raus und gucken, wie man Geld zusammenkriegt.

Zwischendurch war ich immer wieder in Wohngruppen. Als ich minderjährig war, war es ja mehr oder weniger die Pflicht vom Jugendamt, mich irgendwo reinzustecken. Ich hätte nicht lang obdachlos sein müssen. Aber ich war meistens lieber draußen. Das Jugendamt, das waren in meinen Augen ja auch die Leute, die mich meiner Mutter entrissen haben.

Später war ich in ner suchttherapeutischen Einrichtung. Da hab ich Struktur bekommen. Die Regeln waren streng, aber fair. Vier Monate nach meinen 18. Geburtstag bin ich da raus. Natürlich bin ich erstmal zu meiner Mutter. Und dann hab ich die alten Kontakte wieder geknüpft. Endlich zurück in meiner Heimatstadt! Ich war wieder da, ich war frei.

Natürlich war das der falsche Weg. Ich hätte erstmal zu den Ämtern rennen müssen. Als Jugendlicher war es noch einfach, mal hier und mal da zu pennen. Die Klamotten waren ja sicher in der WG. Als Erwachsener musst du alles mit dir rumschleppen. Manchmal fühle ich mich wie so ne Schnecke, wo jeden Moment jemand drauftritt und dann ist wirklich alles vorbei.

„Meine Musik ist ein Ventil für mich.
Ich habe angefangen, an mich zu glauben.“

Matthias, 19 Jahre:

Gebürtig komm ich aus dem Osten Deutschlands. Weil meine Mutter sich zwischenzeitlich nicht kümmern konnte, bin ich in Kreuzberg bei Pflegeeltern aufgewachsen. Später war ich in Wohngruppen, in Berlin und in verschiedenen Städten im Ruhrgebiet. Ich wurde durchgereicht. Bis ich erkannt habe, dass es auch Betreuer gibt, die mir helfen wollen, war es deren Ermessen nach schon zu spät.

Mein Traum war immer, Leute zu finden, denen ich vertrauen kann, die nicht immer wieder alte Wunden aufreißen. In den Wohngruppen musste ich oft über Themen reden, über die ich einfach nicht reden wollte. Zum Beispiel meine Familie. Der Tod meiner Großeltern war schlimm für mich. Die beiden waren immer für mich da, das waren meine Bezugspersonen. Als meine Oma 2013 gestorben ist, bin ich depressiv geworden. Heute kann ich darüber reden, damals fühlte ich mich gedrängt. Also hab ich mir gesagt: Je schneller ich weg bin, desto besser. So bin ich obdachlos geworden. Ich hab in dem Moment nur mir selbst vertraut. Ein Fehler.

Ich bin immer tiefer abgerutscht. Wenn mir jemand mit rassistischen Sprüchen gekommen ist, hab ich zugeschlagen. Das gab Ärger mit Polizei und Justiz. Irgendwann hab ich gemerkt, dass es so nicht weitergeht. Zum Glück habe ich Hilfe gefunden, etwa im Raum 58, einer Notschlafstelle in Essen. Die haben mir gesagt: Kümmere dich um deine Sachen, sonst gehen wir dir auf die Nerven. Ich bekomme jetzt Hartz IV und hab endlich eine Wohnung. Übermorgen ziehe ich ein. Danach will ich mich auf dem Arbeitsmarkt umgucken, was ich mit meiner Ausbildung als Maler und Lackierer anfangen.

Mit einem Job kann ich auch meine eigene Familie besser unterstützen. Meine Ex-Freundin und ich haben einen kleinen Sohn, im April kommt unsere Tochter zur Welt. Auch wenn wir nicht mehr zusammen sind, ist das entspannt. Wir gehen vernünftig miteinander um.

Dank meiner Musik komme ich auch mit Stress besser klar. Ich mache Deutschrapp und Sad Music. Das ist wie ein Ventil für mich. Ich habe angefangen, an mich zu glauben. Und meine Jungs bestärken mich. Einer sagte neulich über mich: „Anfangs hat er zum Beat gesprochen, jetzt flowt er nur noch.“ Simplex Black ist mein Name als Musiker. Da wird wohl auch bald was auf Soundcloud erscheinen.

Nebenher arbeite ich ehrenamtlich im AWO-Jugendwerk Essen und im Youth Club. Als Delegierter für die Jugendkonferenz achte ich mit darauf, dass das Geld fair verteilt wird. Zum Beispiel konnte ich durchboxen, dass wir für unser Tonstudio neue Kopfhörer und Mikros kriegen. Außerdem engagiere ich mich bei MOMO. Das ist mehr als ein Verein für junge Obdachlose. Wir sind wie eine große Familie. Bei der Bundeskonferenz der Straßenkinder, die wir organisieren, spürt man das deutlich. Solche Veranstaltungen sollte es öfter geben.

„Ich erkläre gern, warum ich so lebe. Aber wer mich nur anblafft, den nehme ich nicht ernst.“

Miep, 20 Jahre:

„Geh arbeiten!“ Sowas kriegt man beim Schnorren jeden Tag zu hören. Neulich pöbelt mich einer an: „Du Hure, soll ich dich vom Geländer schubsen, dich vermisst eh keiner, ihr klaut uns doch nur unsere Steuern...“ Als würde ich jemanden zwingen, mir Geld zu schenken. Ich erkläre gern, warum ich so lebe. Aber wer mich anblafft, ohne sich mit mir auseinanderzusetzen, den nehme ich nicht ernst.

Seit drei Jahren bin ich auf der Straße, immer mit anderen zusammen. Mal haben wir ne feste Platte mit Matratzen, mal sind wir mit Isomatten unterwegs. Zurzeit schlafen wir auf einem Wagenplatz auf der Konzertbühne. Morgens früh gehen wir los zum Schnorren. Erst werden die Hunde versorgt, dann die Menschen. Wenn wir genug haben für Bier und Tabak, haben wir frei. Meine Freiheit ist mir wichtig. Ich habe immer die Chance zu tun was ich möchte.

Ich kannte schon früh Leute, die auf der Straße gelebt haben. Mit 14 hab ich mich zum ersten Mal am Hauptbahnhof dazu gehockt. Manche hab ich zu Hause vorgestellt, die konnten dann bei uns duschen. Fand meine Mutter nicht ganz so toll. Es gab auch mal Stress, wenn ich woanders gepennt habe. Aber als ich von Hamburg nach Berlin gegangen bin, ist sie zum Bahnhof gekommen, damit wir uns noch mal umarmen können. Ich mag meine Mama, auch weil sie das so mitmacht. Egal was für Scheiße ich gebaut habe, sie hat immer mit mir darüber geredet.

In Berlin habe ich einen Monat als Altenpflege-Helferin gearbeitet. Hat Spaß gemacht, war aber total anstrengend. Das Gehalt ist für die Kautions eines Mitbewohners draufgegangen, der hatte nen Haftbefehl. Später hat er mich im Streit rausgeschmissen. Ich bin dann viel rumgereist: Zurück nach Hamburg, dann Lübeck, Göttingen und Freiburg. Ich hab auch mal in Dänemark gelebt, war zwei Wochen in Marseille und später in einem besetzten Haus in Barcelona, zusammen mit Menschen aus Großbritannien, Russland, Lettland und Amerika. In Spanien konnten wir gut reisen. Weil die Polizei fand, dass wir das Stadtbild stören, hat sie uns kostenlos Tickets ausgestellt. Echt praktisch.

Ein Jahr lang möchte ich noch so leben wie jetzt. Danach werde ich mir eine Ausbildung suchen, als Tierpflegerin. Wahrscheinlich werde ich dann auch wieder eine Wohnung haben. Nach der Ausbildung gehe ich bei meiner Mutter in die Lehre. Sie hat eine Firma als Hundetrainerin und Therapiehundeführerin, das will ich auch machen. Ihre Bedingung ist, dass ich zuerst eine Ausbildung in die Richtung mache, oder meinen Realschulabschluss. Vom Schulsystem halte ich aber wenig. Ich bin nicht dumm, aber Schule liegt mir nicht. Als würde man einem Affen, einer Giraffe und einem Fisch dieselbe Aufgabe stellen: Kletter den Baum hoch. So ist für mich Schule.

15/20

„Ich glaube nicht, dass ich mich jemals anpasse.
Dafür bin ich in meinem Herzen viel zu frei.“

Neko, 21 Jahre:

Mein Hund heißt Liwanu, das ist indianisch und heißt „Brüllen eines Bären“. Das Brüllen kommt noch, er ist noch ein Welp. Der neugierigste aus seinem Wurf. Er ist von sich aus auf mich zugekommen. Ich habe mir immer einen Hund gewünscht. Ich wollte einen Gefährten, der mich nicht enttäuscht.

Aufgewachsen bin ich bei Pflegeeltern in NRW. Die haben sich getrennt, als ich zwölf war. In der Zeit habe ich angefangen zu trinken und zu rauchen. Meine Pflegemutter und ich fanden es dann beide besser, wenn ich ausziehe. Ich hatte gehofft, dass ich im Heim Hilfe kriege. War aber nicht so. Ein paar Monate später bin ich da rausgeflogen.

Nach fünf weiteren Heimen bin ich in einer Notschlafstelle gelandet. Von da aus habe ich mir eine schulische Ausbildung organisiert, weil ich dachte, dann bekomme ich einen Platz in einem vernünftigen Heim. Aber da hat mich das Amt total hängenlassen. Als mir klar wurde, dass es für mich in NRW keine Zukunft gibt, habe ich mir ein Busticket zusammengeschnorrt und bin nach Hamburg gefahren.

Das erste Mal schnorren war sehr, sehr unangenehm. Ich habe viele schlechte Erfahrungen mit Menschen gemacht und war nicht gerade zutraulich. Aber irgendwann schafft man es, das Schnorren und alles andere zu trennen. Wenn man die Schnorrmaske aufsetzt, kann man lächeln und Leute anschnacken, egal wie es einem geht. Jeder hat seinen eigenen Schnorrstil. Manche bleiben sitzen, aber aktiv schnorren bringt mehr. Einige versuchen es auch mit nem provokanten Spruch. Ich muss meistens nur dastehen und lächeln. Neulich auf dem Kiez hab ich den Becher gar nicht mehr aus der Hand gegeben. Das Geld hat für die ganze Gruppe gereicht. Süßes kleines Mädchen halt.

In Hamburg habe ich Platte gemacht oder mal hier und mal dort gepennt. Irgendwann hatte ich Stress mit Leuten, da bin ich nach Kiel abgehauen. Die Eltern meines damaligen Freundes haben mich aufgenommen. Ich habe dann Hartz IV beantragt und eine Wohnung gefunden. Auf Wunsch des Jobcenters habe ich auch eine Therapie gemacht und eine Ausbildung angefangen. Aber richtig angekommen bin ich in Kiel nie. Ich bin immer wieder zurück nach Hamburg.

Ich glaube nicht, dass ich mich jemals dem System anpasse. Dafür bin ich in meinem Herzen viel zu frei. Zurzeit würde ich am liebsten nur reisen. Wenn ich einen Wunsch frei hätte, würde ich mir nen Führerschein und einen Bus wünschen. Trampen klappt aber auch ganz gut. Klar kann es passieren, dass irgendein Arsch dich mitnimmt. Aber mir ist schon so viel Scheiße passiert, ich kann mittlerweile auf mich aufpassen.

Trotzdem bin noch zu sehr auf Menschen bezogen. Ich habe oft auf Freundschaft gehofft und bin immer wieder enttäuscht worden. Als Einzelgänger könnte ich noch freier sein. Letztendlich lebt ja jeder nur für sich.

16/20

„In Notschlafstellen habe ich mich willkommen gefühlt.
Die Leute da haben den Menschen in mir gesehen.“

Pinky, 21 Jahre:

Mit zwölf habe ich schon den ganzen Tag am Bahnhof verbracht. Ich war gerne mit den Leuten da zusammen. Drei Jahre später habe ich entschieden: So will ich auch leben. Im Heim wollte ich nicht mehr sein. Auch nicht bei meinen Eltern. Ich wollte das Leben genießen, ohne Regeln, ohne Zwang. Da war die Straße für mich am schönsten.

Ins Heim bin ich gekommen, nachdem ich von zu Hause abgehauen war. Ich bin weit rumgekommen. Länger als sechs Monate bin ich nirgendwo geblieben. Meistens bin ich aus Heimen rausgeflogen, weil ich mich nicht benommen habe – und wegen Drogen. Auf der Straße und in Notschlafstellen habe ich mich dagegen immer willkommen gefühlt. Die Leute haben mich verstanden. Die haben den Menschen in mir gesehen und nicht die Drogen.

Aber von der Straße zum Amt zu gehen, das ist schwer. In der Werkstatt Solidarität in Essen habe ich einen Betreuer gefunden, der mich zu allem begleitet hat. Auch der hat mir immer vertraut. Die Leute in der Werkstatt haben mir sogar geholfen, eine Wohnung zu finden. Das habe ich aber am Ende auch vergeigt.

Ich hatte ständig Leute in der Wohnung. Wir haben konsumiert und immer größere Scheiße gebaut. Irgendwann hatten wir die Polizei auf dem Hals. Ich hab dann alle rausgeschmissen, das gab natürlich Ärger. Am Ende wurde mir das zu unsicher. Es wussten ja alle, wo ich wohne. Also bin ich einfach nicht mehr zurück in die Wohnung. Die wurde dann geräumt – allerdings ohne dass ich Bescheid wusste. Meine Sachen landeten auf dem Müll. Der Anwalt meinte, es lohnt sich nicht, dagegen anzugehen, weil ja keine Wertsachen dabei gewesen waren. Aber es war halt alles weg: Zeugnisse, Geburtsurkunde... Ne Kuschedecke hatte ich noch. Die hatte ich im Rucksack.

Da war ich dann offiziell obdachlos – sofern man das als Jugendlicher in Deutschland sein kann. Ich galt als untragbar für die Jugendhilfe, aber nach Hause konnte ich auch nicht mehr. Hätte mein Vater mich aufgenommen, hätte er womöglich das Sorgerecht für meine Geschwister gefährdet. Erst als ich in Therapie gekommen bin, hat sich alles geändert.

Die Therapie war ne harte Nummer, aber ich bin froh, dass ich sie durchgezogen hab. Entscheidend dafür war meine Freundin, die ich in der Zeit auf einem Festival kennengelernt habe. Zwei Wochen später habe ich sie bei ihren Eltern besucht. Ich habe denen auch gleich gesagt, dass ich in Therapie bin und dass ich obdachlos war. Klar mussten die erstmal schlucken. Aber sie haben es akzeptiert.

Auch meine Familie hat mir gezeigt, dass sie hinter mir steht. Jetzt haben wir wieder engen Kontakt. Sie kommen mit der Familie meiner Freundin super klar, was ich echt schön finde. Fürs erste habe ich auch einen Job, eine berufsvorbereitende Maßnahme als Frisör. Irgendwas muss ich ja machen, um ins Leben zu starten.

17/20

„Was mir immer am wichtigsten war:
Mich bei dem ganzen Mist nicht selber zu verlieren.“

Ronja, 21 Jahre:

In der ersten Zeit am Hauptbahnhof bin ich abends noch nach Hause gefahren. Oft hatte ich aber auch keine Lust. Als ich 16 war, hat es zu Hause einfach nicht mehr funktioniert. Meine Mutter und ich haben ständig gestritten. Komplett eskaliert ist es aber nie. Es war halt eine pubertäre Phase.

Auf der Straße habe ich viel gelernt. Zum Beispiel, eine Haltung zu Ausgrenzung und Rassismus zu entwickeln. Zu Hause war das nie Thema, erst am Hauptbahnhof bei den Punks bin ich politisiert worden. Mein Traum war damals, mit meinen Leuten selbstbestimmt in einem besetzten Haus zu leben. Später habe ich von einem Bauwagen geträumt, ein Rückzugsort nur für mich. Da war ich schon an dem Punkt, dass ich vor allem Ruhe brauchte.

Einen Sommer lang haben wir auf einer Brachfläche gewohnt. Da mussten wir weg, weil die Stadt meinte, wir könnten da im Winter erfrieren. Ich bin dann in besetzte Häuser gezogen. Später hab ich über eine Freundin ein Zimmer gemietet. Ich hab vom Kindergeld gelebt und hier und da gejobbt. Manchmal hab ich auch geschnorrt oder Lebensmittel geholt beim KIDS, einer Anlaufstelle für Straßenkinder. Total unangenehm. Ich wollte es ja alleine schaffen - und dann musste ich da klingeln.

Was mir immer am wichtigsten war: Mich bei dem ganzen Mist nicht selber zu verlieren. Auch dabei haben mir die Menschen am Hauptbahnhof geholfen. Wir konnten uns aufeinander verlassen. Uns war wichtig, nicht die eigenen Leute zu beklaue, sich nicht so wegzuschließen, dass man nichts mehr mitkriegt, sich nicht gegenseitig auf die Schnauze zu hauen. Wir waren halt aufeinander angewiesen.

Meine Ausbildung zur Sozialpädagogischen Assistentin habe ich weiter gemacht, aber damit kein Geld verdient. Ich hatte auch keinen Anspruch auf Bafög. Also wollte ich beim Jugendamt nach einer Finanzierung fragen. Da hieß es aber gleich: Sie haben ja noch eine Schwester, wie ist denn die Situation zu Hause? Ich bin dann abgehauen. Ich wollte nicht, dass meine kleine Schwester in irgendwas reingezogen wird. Um für die Ausbildung zu lernen, bin ich kurzzeitig sogar noch bei meinen Großeltern eingezogen. Ich glaube, ich hätte auch immer zu meinen Eltern zurückgehen können. Prinzipiell. Aber ich hätte es im Leben nicht getan. Schon um nicht eingestehen zu müssen, dass ich doch noch nicht so weit war.

Mittlerweile habe ich meinen Weg gefunden. Früher habe ich bei anderen auf der Couch geschlafen, heute kann ich selbst Leute aufnehmen. Über die Einrichtung Basis & Woge haben mein bester Freund und ich eine Wohnung gefunden. Jetzt mache ich Bundesfreiwilligendienst bei MOMO, einer Organisation von und für Jugendliche. Es kommen oft Menschen zu mir, die Hilfe brauchen. Kein 16-Jähriger hat Bock, draußen zu pennen bei Minusgraden. Aber den staatlichen Stellen trauen viele nicht mehr.

18/20

„Jeder hat die Chance, aus seinem Leben was zu machen,
egal in welcher Situation.“

Sascha, 22 Jahre:

Ich kenne viele, die Probleme hatten mit dem Jugendamt. Ich nie. Meine Betreuer haben alles für mich getan. Mit dem letzten habe ich noch Kontakt, der freut sich richtig, dass ich angefangen habe, mein Leben aufzubauen. Es sah nämlich früher nicht danach aus, als ob ich irgendwas alleine auf die Reihe kriege.

Ich bin Vollwaise und von klein auf in Heimen aufgewachsen. Meinen Vater habe ich nie kennengelernt, meine Mutter ist 2008 gestorben. Da war ich gerade zwölf geworden. Mitleid brauche ich dafür nicht, ich kenne ja gar kein Familienleben. Aber irgendwie habe ich schon gemerkt, dass was fehlte, als sie tot war.

Ich habe dann immer wieder Heimwechsel gehabt. Von Passau nach München, dann nach Marktl am Inn. Zum Schluss bin ich wieder in Passau ins Kinderheim gekommen. Da habe ich es mir dann verkackt, weil die Jüngeren Angst vor mir hatten. Ich bin zwar nie auf jemanden losgegangen, aber oft ausgerastet. Ich war schon 19, das Heim war meine letzte Chance. Selbst schuld, dass ich die nicht genutzt habe.

Knapp einen Monat war ich obdachlos, danach bin ich nach Hamburg abgehauen, um neu anzufangen. Nach zwei Monaten auf der Straße bin ich psychisch zusammengebrochen. Plötzlich hatte ich Selbstmordgedanken. Ich war dann immer wieder stationär in der Therapie. Wenn die Therapie vorbei war, hab ich im Spielplatzhäuschen in der Nähe gepennt und versucht, wieder in die Klapse reinzukommen, damit ich einen Schlafplatz habe. Manchmal hatte ich auch Heimweh nach Bayern und dem Jugendamt.

Ich bin froh, dass ich dann am Hauptbahnhof gelandet bin und die Leute da kennengelernt habe. Die haben ein Herz für jeden. Richtig menschlich. Außerdem haben die ein vernünftiges Denken und werfen ihr Leben nicht einfach weg. Vor Leuten, die sich selbst zerstören, hab ich keinen Respekt, die tun mir höchstens leid. Jeder hat die Chance, aus seinem Leben was zu machen, egal in welcher Situation.

Mein größter Traum ist schon in Erfüllung gegangen: Zweieinhalb Jahre hab ich intensiv gesucht, jetzt habe ich endlich eine eigene Wohnung. Es sind zwar nur zwölf Quadratmeter, aber das reicht erstmal zum Leben. Irgendwann will ich auch arbeiten gehen, Hartz IV ist einfach zu wenig. Aber ich brauche meine Freiheit. Unterdrücken lassen kann ich mich nicht.

Ich brauche leider immer noch viel Unterstützung. Amtsgänge kriege ich noch nicht hin. Wenn was schief läuft, werde ich impulsiv, weil ich denke, es ist meine Schuld. Zum Glück bekomme ich Hilfe von den Streetworkern von Sidewalk. Wenn ich die Qualifikation hätte, würde ich auch Streetworker werden. Weil ich das, was ich bekommen habe, zurückgeben möchte. Der Job ist zwar auch mit Druck verbunden, aber es ist was mit Herz. Das wär was für mich.

„Solange du das Sprechen nicht verlernst,
steht dir die Welt offen.“

Shorty, 24 Jahre:

Alleine bist du auf der Straße verloren. Du musst mindestens ein Tier oder einen Freund haben, der auch nachts bei dir ist. Einer auf den Verlass ist, dem du auch deine Probleme erzählen kannst. Mein Hund hat mich immer beschützt. Und mein bester Freund. Manchmal hatten wir auch ein Springmesser unter dem Kopfkissen liegen. Es gibt halt Idioten, die zünden dich an, nur weil du für die ein Penner bist.

Groß geworden bin ich bei Oma. Meine Mutter hat mich nach der Geburt weggegeben. Irgendwann wollte sie aber doch, dass ich bei ihr wohne. Wir haben uns nie verstanden. Als ich Stress hatte mit ihrem Freund, hat sie zu ihm gehalten. Damit war ich raus, mit 16 Jahren.

Wo meine Mutter wohnte, gab es eine verlassene Klinik. Da habe ich mir sozusagen mein Zimmer fertig gemacht. Eine Woche hab ich da gehaust. In der Nachbarschaft hab ich Zettel aufgehängt, dass ich Gartenarbeit anbiete für ein bisschen Geld. Die Leuten in der Gartenkolonie wussten, dass ich auf der Straße lebe. Die haben mich durch die schwerste Zeit begleitet. Immer wenn was anfiel, haben die mich angerufen. Auch später, als ich in Berlin war.

Man lernt verdammt viel auf der Straße. Das erste, was ich gelernt habe: Das ist der Dönermann, der mir zu essen gibt, mit dem stelle ich mich gut und wasch abends die Teller ab. Solange du das Sprechen nicht verlernst, steht dir die Welt offen.

In Berlin hab ich meinen besten Freund kennengelernt. Es gibt keinen Menschen auf der Welt, der mich besser kennt als er. Wir haben die meiste Zeit auf der Straße zusammen verbracht. Unter der Brücke am Treptower Park haben wir gezeltet. Wir wurden immer geduldet, auch weil wir unsere Platte sauber gehalten haben. Bis eines Tages unser Zelt abgefackelt wurde. Da stand ich zum ersten Mal ohne alles da, ohne Ausweis, ohne Geld. Zum Glück konnten wir bei Steffi unterkommen.

Steffi hab ich zufällig kennengelernt, noch vor der Zeit am Trep. Sie war früher Polizistin und hat mich den ersten Winter auf ihrem Dachboden wohnen lassen. Die Frau wusste gar nichts über mich – ich hätte ja auch irgendein kranker Idiot sein können. Aber sie hat mir vertraut. Steffi war unnormally loyal. Sie hat auch versucht, zwischen mir und meiner Mutter zu vermitteln. War allerdings zwecklos.

Jahre später hab ich durch Zufall Karuna entdeckt. Da mache ich jetzt meine Sozialstunden. Seit Januar lebe ich in einer Wohnung, meine Freundin und ich sind glücklich verlobt. Im Moment hab ich fast alles. Ich würde noch gern meine Ausbildung zu Ende machen. Ich hab ein Jahr Maler und Lackierer gelernt. Als ich obdachlos wurde, hab ich mit meinem Chef ausgemacht, dass ich die letzten zwei Jahre nachholen kann, wenn mein Leben wieder gerade läuft. Das wird jetzt greifbar.

20/20

„Mein Leben wäre perfekt, wenn ich eine Wohnung hätte
und mein Kind bei mir wäre.“

Tom, 22 Jahre:

Die letzte Erinnerung an meinen Sohn ist, wie er die Treppe hochkrabbelt. Ich würde sagen: ganz der Papa. Inzwischen kann er schon laufen. Mein größter Wunsch ist, dass er irgendwann wieder bei mir wohnt.

Ich habe mit 13 entschieden, nicht mehr bei meiner Mutter zu bleiben. Vorher war ich schon im Heim gewesen. Das hat mich sehr verändert. Danach wollte ich einfach nur weg aus Duisburg. Ich bin dann nach Berlin, weil ich die Hoffnung hatte, dass ich da schnell neue Leute treffe. Hat auch geklappt, ich bin ein ziemlich offener Mensch. Am Hauptbahnhof wurde ich aber erstmal festgenommen. Es war schon spät, als ich da ankam, und ich war ja noch minderjährig. Die Polizei hat mich zum Jugendnotdienst gebracht. Ich fand's okay. Dadurch, dass ich schon im Heim gewesen war, kannte ich mich in so einer Umgebung schon aus. Ein paar Tage bin ich da geblieben, dann bin ich mit einem Freund zu seiner Mutter gezogen.

Was ich aber nicht wusste: Ich hatte einen Haftbefehl. Mit 14 kam ich ins Gefängnis. In der Haft habe ich eine Ausbildung angefangen, als Maurer. Da konnte ich am meisten draußen sein. Aber dann hatte ich einen Unfall und musste die Ausbildung abbrechen. Als ich rausgekommen bin, hat mich meine Mutter abgeholt und mir erstmal was zu essen gemacht. Zu Hause hat mich aber nichts gehalten, ich bin direkt zurück nach Berlin.

Die ersten Monate habe ich dann bei einem Freund gewohnt. Der ist dann Hals über Kopf nach Bremen abgehauen. Ich wusste davon nichts, ich stand vor der Tür und kam nicht mehr rein. Mit meiner besten Freundin hab ich dann ein knappes Jahr im Zelt gepennt, unter der Brücke beim Allianzgebäude. Wir haben sogar Strom bekommen von der Allianz. Ist ja das 21. Jahrhundert - das Handy muss geladen werden.

Dafür, dass ich nicht aus Berlin komme, kenne ich hier echt viele Leute. So bin ich auch zu Karuna gekommen. 2016 habe ich meine damalige Freundin kennengelernt. Wir sind zusammengezogen und vor anderthalb Jahren ist der Kleine gekommen. Sie hat sich dann aber getrennt. Damit war auch die Wohnung weg. Zu groß, zu teuer, Mietschulden. Im Februar bin ich wieder auf die Straße. Nach vier Monaten hab ich mir beim Sozialamt einen Platz im Wohnheim besorgt.

Mein Leben wäre perfekt, wenn ich eine eigene Wohnung hätte und mein Kind bei mir wäre. Jetzt fange ich erstmal eine Ausbildung an, im Sportgeschäft. Da war ich früher schon oft. Als ich obdachlos war, hat der Chef gesehen, wie beschissen es mir geht. Er hat mir dann eine Ausbildung angeboten. Das hab ich natürlich angenommen. Ich habe aber auch noch einen Gerichtstermin. Im schlimmsten Fall muss ich wieder ins Gefängnis. Jetzt hoffe ich, dass die ein bisschen Gnade haben, damit ich die Ausbildung machen kann.